

Vorwort

Die Erörterung von Fragen der Evolution des Menschen hat zurzeit hohe Konjunktur. In ungemein vielen Büchern und Fernsehsendungen wird die Thematik ausgebreitet, und in dem gerade entstandenen Zeitalter der DNA-Analysen melden sich besonders häufig die Genetiker zu Wort, unmittelbar gefolgt von den früher tonangebenden Paläoanthropologen. Selbst Biomathematiker wie Martin A. Nowak finden mit der These starke Beachtung, dass „Kooperation“ für die Menschheitsentwicklung entscheidend wichtig gewesen sei und einfach wie ein biologischer Organismus funktioniere.

Doch welche Rolle spielt dabei die Psyche des Menschen? Welchen Anteil an der Diskussion bestreitet die Psychologie?

Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Disziplin sind, betrachtet man ihre Beteiligung sowohl an der Debatte als auch an der Forschung, bislang offensichtlich stark unterrepräsentiert. Das gilt für die Kulturpsychologen in einem noch höheren Maße als für die Evolutionspsychologen, und auch der Umstand, dass zwischen diesen Bereichen kaum eine Verbindung besteht, bildet keine gute Voraussetzung für eine Änderung der Verhältnisse. Wegen der Bedeutung der in Rede stehenden Fragen sowohl für eine psychologisch tiefenscharfe Geschichtsschreibung als auch für eine historisch aufgeklärte und reflektierende Psychologie ist es an der Zeit, beide Forschungsfelder aufeinander zu beziehen und insgesamt die grundlegende Bedeutung der Psychologie für Fragen zur Entstehung und Weiterentwicklung der Menschheit zu erkennen und wissenschaftsförmlich zu machen.

In den Historischen Wissenschaften wurde die gesamte Menschheit als Gegenstand der Forschung schon längst entdeckt, und es war gerade dessen Vielschichtigkeit, die zu der großen Anstrengung herausforderte, den damit verbundenen Fragestellungen gerecht zu werden. Wenn eine vergleichbare Aufgabe in der Psychologie bisher nicht oder zumindest nicht mit der gebotenen Gründlichkeit in Angriff genommen wurde und ein darauf ausgerichteter eigener Zuständigkeitsbereich innerhalb der Teildisziplin Entwicklungspsychologie bis heute nicht existiert, dann liegt das vor allem daran, dass sich die Komplexität des zu erforschenden Gegenstands vergleichsweise hier als noch undurchdringlicher darstellt als auf dem Gebiet der Historiographie. Doch auch ein zum Teil bis heute noch erkennbarer Konflikt zwischen der geisteswissenschaftlichen und der naturwissenschaftlichen Methodenauffassung sowie eine daraus resultierende grundlegende Differenz der Sichtweisen zwischen „Kultur-

psychologie“ und „Evolutionpsychologie“ verhinderten und verhindern allem Anschein nach den Beginn einer gemeinsamen Untersuchungsarbeit.

Die bestehende Forschungslücke muss dringend geschlossen werden. Auf dieses Ziel und vor allem auf die Absicht hin, die intra- und interdisziplinär zu beteiligenden Gruppen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu einer engen Kooperation anzuregen, sind der vorliegende Band und die sich daran anschließende Buchreihe konzipiert worden. Für beide Projekte wird zwar der Anspruch erhoben, auf dem Weg zu einer fest etablierten „Entwicklungspsychologie der Menschheit“ einen entscheidenden Anfang zu begründen, doch angesichts der Unüberschaubarkeit des Erkenntnisobjekts kann es sich dabei zunächst lediglich um die noch ungeordnet erscheinende Eröffnung einer Perspektive und um einen ersten Blick auf ein riesiges Forschungsprogramm handeln. Insofern besitzen die Beiträge des vorliegenden Bandes in erster Linie exemplarischen Wert. Das gilt insbesondere im Hinblick auf die begrenzte Themenauswahl im zweiten Teil. Das Insgesamt der Darstellungen erlaubt somit noch keine zufriedenstellende systematische Betrachtung und bietet nicht einmal einen annähernd vollständigen Überblick über die vielfältigen Aspekte der Fragestellung. Selbst eine integrierende Kommentierung der im vorliegenden Band zusammengefassten Ansätze und Themenbeispiele erscheint als kaum leistbar. Um aber dennoch eine schnelle inhaltliche Orientierung zu ermöglichen, wurden die mitwirkenden Autorinnen und Autoren gebeten, ihren Ausführungen eine Zusammenfassung voranzustellen.

Die Beiträge dieses Buchs stehen zum Teil bewusst unvermittelt nebeneinander. Sie sollen erste Akzente setzen. Das schließt die Verdeutlichung der Tatsache ein, dass die Aufgabenstellung eine enge Zusammenarbeit mit Vertreterinnen und Vertretern anderer wissenschaftlicher Disziplinen erfordert. Dabei ist vornehmlich an die Fächer Anthropologie, Evolutionsbiologie, Historiographie, Philosophie, Soziologie, Ethnologie, Theologie und Linguistik zu denken.

Die Entwicklung der Menschheit wurde in psychologischer Hinsicht bisher in getrennten Forschungsrichtungen betrachtet. Hierfür stehen vor allem die Bezeichnungen Evolutionpsychologie, Kulturpsychologie, Historische Psychologie und Mentalitätsgeschichte. Die unterschiedliche Positionierung verhinderte nicht nur das Entstehen einer Gesamtsicht, sondern wirkte sich auch auf die Untersuchungsarbeit blockierend aus.

Im Hinblick auf die Gegenwart wäre das Forschungsprogramm für eine menscheitsgeschichtlich orientierte Entwicklungspsychologie vor allem an drei Fragen auszurichten:

Mit welchen Intentionen und Strategien verändert der Mensch handelnd die Welt?

In welcher Weise verändert das Ergebnis rückwirkend auch den Menschen?

Und was bedeutet das für unsere Motivation, die Welt und uns selbst weiter zu verändern?

Die Antwort auf diese Fragen erfordert eine Untersuchung und Identifizierung der Prozesse, aus denen *die Psychogenese der Menschheit* besteht, sowie ein Aufdecken der psychisch relevanten Prinzipien, auf denen die Vorgänge beruhen. Dabei ist darauf zu achten, dass immer nur möglichst wirklichkeitsgerechte Theorien entstehen und keine Konstruktionen, die allzu beliebig oder sogar ideologieverdächtig erscheinen.

„Menschheitsgeschichtliche Entwicklungspsychologie“ betrifft in letzter Konsequenz auch die Entstehung unserer Art und die Gestaltung unserer Zukunft. Doch unser besonderes Interesse hat jenem Prozess der Menschwerdung zu gelten, für dessen Ablauf wir selbst die Verantwortung tragen.

Die Menschen formen die Kultur, und die Kultur formt die Menschen. Diese fundamentale Einsicht, die eigentlich für die gesamte Psychologie forschungsleitend sein müsste, ist kaum bestreitbar und wird doch bisher viel zu wenig beachtet.

Mit dem vorliegenden Band sowie mit der auf die gleiche Thematik ausgerichteten Buchreihe, der er vorausgeht, sollen – im Sinne einer ersten Pionierarbeit – Bemühungen eingeleitet werden, diese Situation in entscheidender Weise zu ändern. Vor allem wird die Absicht verfolgt, die einseitige Konzentration der herkömmlichen Entwicklungspsychologie auf das Individuum und damit auf die Inhalte Kindheit, Jugendalter oder Lebensspanne zu überwinden und die Aufmerksamkeit auf die Vielfalt der etablierten menschlichen „Kollektive“ zu lenken. Dabei wird zunächst das Ziel angestrebt, einige der bereits vorhandenen und als einschlägig anzusehenden sowie darüber hinaus einzelne neue Ansätze in die Diskussion zu bringen.

Da – allein aus Platzgründen – vieles unberücksichtigt bleiben musste und eine vergleichende Betrachtung des Gegebenen nicht in Betracht kam, entstand noch kein Lehrbuch, sondern zunächst nur ein erster Sondierungsversuch, für den jedoch der Anspruch erhoben wird, sowohl ein Abstecken und Bearbeiten wichtig erscheinender Forschungsfelder zu ermöglichen, als auch als Ausgangspunkt für die Begründung einer neuen Sicht auf das Erkenntnisobjekt der Entwicklungspsychologie und zugleich für eine Öffnung der gesamten Disziplin zu dienen. Der Blick auf die Historizität des Psychischen sollte aber vielleicht nicht nur zu einem Wesens-

merkmal der innerfachlichen Gegenstandsbetrachtung werden. Darüber hinaus erscheint es auch wünschenswert, die geschichtspsychologische Denkweise über die Grenzen des Disziplin hinaus bekannt zu machen.

Ich danke allen Mitwirkenden aus dem Bereich der Psychologie und aus den angrenzenden Wissenschaften für ihre Bereitschaft, das Erschließungsvorhaben zu unterstützen.

Berlin, im Januar 2013

Gerd Jüttemann

Zur Einführung

„Was der Mensch sei, das erfährt er ja doch nicht durch Grübeleien über sich, auch nicht durch psychologische Experimente, sondern durch die Geschichte.“

Wilhelm Dilthey (1894, GS V, S. 180)

„Ist für die Psychologie, die sich auf das Postulat der Unveränderlichkeit stützt, das Leben eines vorigen Geschlechtes eine Variation auf ein bekanntes Thema, so gestattet die Voraussetzung, daß das menschliche Leben ein veränderliches Leben ist, den Gedanken, daß frühere Generationen anders, und zwar wesentlich anders lebten. Mit diesem Gedanken ist die historische Psychologie im Prinzip gegeben.“

Jan Hendrik van den Berg (1960, S. 11)

Wie der Mensch die Welt verändert und zugleich sich selbst: Prozesse und Prinzipien der Psychogenese

Gerd Jüttemann

Wissenschaftsgeschichtliche Vorbemerkung

Die Idee einer „beschreibenden und zergliedernden Psychologie“ geht auf den deutschen Philosophen Wilhelm Dilthey [1833-1911] und auf seinen berühmt gewordenen Aufsatz aus dem Jahr 1894 zurück (vgl. hierzu den Beitrag von Lessing in diesem Band). Diltheys darin entwickeltes Wissenschaftskonzept geriet unmittelbar nach dem Erscheinen der Abhandlung in eine heftige Kritik, die unter dem Namen „Dilthey-Ebbinghaus-Kontroverse“ (Galliker, 2010) bekannt wurde. Nach allgemeiner Auffassung ging Ebbinghaus aus diesem Streit als Sieger hervor und verhalf damit dem naturwissenschaftlichen Ansatz in der Psychologie zu einem endgültigen Durchbruch.

Wilhelm Wundt [1832-1920], der heute noch weithin als die wichtigste Gründerpersönlichkeit der Experimentellen Psychologie angesehen wird, schloss sich in seinem „Grundriss der Psychologie“, der 1896 erstmalig und bis zum Jahr 1922 insgesamt in 15 kaum veränderten Auflagen herauskam, der Dilthey'schen Auffassung im Wesentlichen an und erklärte die

Psychologie sogar zur „Grundlage der Geisteswissenschaften“ (1896, S. 19, und 1922, S. 18). Diese Definition wurde jedoch von der Gemeinschaft der Fachwissenschaftler größtenteils nicht anerkannt. Deshalb wird Wundt heute nahezu ausschließlich wegen seiner Verdienste um die Etablierung der Experimentellen Psychologie verehrt, obwohl er als Wissenschaftstheoretiker der Psychologie eigentlich einen integrativen Ansatz realisieren wollte. Als angeblicher Ahnherr einer streng und ausschließlich naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychologie wurde Wundt zum Opfer einer Geschichtsfälschung (Jüttemann, 2006). Entgegen der heute landläufig verbreiteten und als „Mythos Wundt“ nahezu unkorrigierbar erscheinenden Meinung hat der Altmeister innerhalb seines Integrationsmodells tatsächlich eine Vorherrschaft der geisteswissenschaftlichen Psychologie angestrebt. Er sprach in diesem Zusammenhang vom „Oberbau“ (Wundt, 1920, S. 201) der geisteswissenschaftlich-völkerpsychologischen Richtung. Wundts Begriff der Völkerpsychologie wird heute in der Regel missverstanden. Gemeint ist eine historisch-hermeneutisch orientierte Psychologie. Deren von Wundt geforderte Führungsrolle ist jedenfalls nicht zustande gekommen, und eine derartige Entwicklung wäre, im Rückblick betrachtet, möglicherweise auch nicht wünschenswert gewesen.

Es gelang aber auch nicht, den geisteswissenschaftlichen Ansatz völlig zu unterdrücken, wie sich gegenwärtig noch an den konträren Positionen der Evolutionspsychologie einerseits und des nicht-experimentellen Zweigs der Kulturpsychologie andererseits erkennen lässt. Der daraus hervorgegangene, wenngleich nur selten offen zu Tage tretende Dauerkonflikt führte dazu, dass sich eine allgemein anerkannte Menschheitsgeschichtliche Entwicklungspsychologie, wie sie im vorliegenden Zusammenhang aufgebaut werden soll, bisher nicht herausbilden konnte.

Die Perspektive, das Versäumte nachzuholen, besteht lediglich auf der Basis eines integrativen Ansatzes. Das zeigte sich u.a. als Ergebnis einer Auseinandersetzung einer größeren Gruppe von wissenschaftlich tätigen Psychologinnen und Psychologen mit der Frage nach der Möglichkeit einer „Psychologie als Humanwissenschaft“ (Jüttemann, 2004, dort insbesondere S. 7). Ein derartiges allgemeines Konzept und insbesondere die Idee einer menschheitsgeschichtlich ausgerichteten Entwicklungspsychologie dürften sich jedoch wahrscheinlich nicht im Sinne der Vorstellungen Diltheys und Wundts verwirklichen lassen. Diltheys Fehler in den „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ war es, die geisteswissenschaftliche Orientierung im Hinblick auf die Psychologie für allein zielführend zu halten, und Wundt irrte, als er seine Überzeugung zum Ausdruck brachte, „daß in nicht allzu ferner Zeit die experimentellen Gebiete der Psychologie gegenüber den völkerpsychologischen Problemen verhältnismäßig in den Untergrund treten werden“ (Wundt, 1921, S. VIII).

Hätte Dilthey von Anfang an die Auffassung vertreten, *die Idee einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie* müsse sowohl in geisteswissenschaftlicher als auch in naturwissenschaftlicher (allerdings nicht physikalistisch-erklärender, sondern biologischer) Hinsicht entwickelt werden, dann wäre die Dilthey-Ebbinghaus-Kontroverse wahrscheinlich ebenso wenig entstanden wie jenes grundlagenwissenschaftliche Defizit, das auch heute noch erkennbar ist und das u.a. die Etablierung einer unverkürzten Entwicklungspsychologie verhindert hat. Schließlich lässt sich verdeutlichen, und das soll im Rahmen des vorliegenden Beitrags geschehen, dass der Ansatz einer Psychologie nach dem biologisch erweiterten – das heißt nicht geisteswissenschaftlich verengten – Modell Diltheys als unverzichtbar gelten muss. Eine derartige Konzeption, die bereits in den späteren Schriften Diltheys anklingt (vgl. hierzu den Beitrag von Lessing in diesem Band) ist auf dem Boden einer biopsychologischen und neurowissenschaftlichen Orientierung umzusetzen, wird aber erst in einer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung jenem Anteil des Psychischen gerecht, der den Menschen zum Menschen macht.

Im Kontext der Menschheitsgeschichtlichen Entwicklungspsychologie erweisen sich der Begriff „Zergliedern“ und das damit gemeinte Vorgehen als sehr gut geeignet, um die Vielfalt der biologisch und kulturhistorisch entstandenen und bis in die Gegenwart hineinreichenden Differenzierungen, Vernetzungen und Systembildungen sowie der darauf beziehbaren „Prozesse und Prinzipien der Psychogenese“ zu durchblicken und zu beschreiben. Eher als der Terminus *Analyse*, der „Auflösung“ bedeutet und der Chemie entstammt, erscheint der Ausdruck *Zergliederung* im Zusammenhang mit der Zielsetzung, psychische Vorgänge und psychisch relevante kulturelle Abläufe zu untersuchen, als adäquat.

Eine dabei in erster Linie anzuwendende Methode wäre die „Diachrone Diagnostik“ (Jüttemann, 2011b). Sie ermöglicht sowohl eine zergliedernde Betrachtung als auch eine angemessene Beschreibung psychisch relevanter komplexer Entwicklungsabläufe, stellt aber keineswegs den einzigen Zugang zu dem hier in Rede stehenden Forschungsgegenstand dar, wie vor allem die im ersten Teil des vorliegenden Bands enthaltenen Beiträge zeigen.

Das „Analogieprinzip“ und die Wiederentdeckung eines unverzichtbaren Begriffs

In neueren Lehrbüchern der Entwicklungspsychologie ist der Terminus „Psychogenese“ nicht mehr zu finden. Das liegt nicht zuletzt daran, dass er ursprünglich gleichsam als Vorläufer der Bezeichnung „Entwicklungspsychologie“ gebraucht und deshalb mit Einführung der so deklarierten Teildisziplin überflüssig wurde (Sprung & Hildebrandt, 1989, S. 1596). Der Ausdruck Psychogenese wird aber möglicherweise auch deshalb

gemieden, weil er an das seit Stanley Hall [1844-1924] bekannte, aber stets höchst umstrittene „psychogenetische Grundgesetz“ erinnert, das aus dem von Ernst Haeckel [1834-1919] als allgemeine Rekapitulationstheorie aufgestellten, inzwischen aber nur noch in relativierter Fassung anerkannten *biogenetischen Grundgesetz* abgeleitet wurde. Zur Kritik an der Idee eines psychogenetischen Grundgesetzes äußerte sich u.a. Heinz Werner (1970, S. 18) und schlug vor, an dessen Stelle die von William Stern [1871-1938] verwendete Rede von „genetischen Parallelen“ zu übernehmen.

Sterns Vorschlag wurde jedoch nicht aufgegriffen, und auch der Begriff „Psychogenese“ geriet in Vergessenheit. Selbst in größeren Überblickswerken (vgl. z.B. Schneider & Wilkening, 2006; Schneider & Lindenberger, 2012) ist er nicht zu finden. Doch vieles spricht für die Opportunität, im Rahmen einer Menschheitsgeschichtlichen Entwicklungspsychologie den Terminus Psychogenese wiederzuentdecken. Angemessen und sogar unverzichtbar erscheint es jedenfalls, wie im Einzelnen zu zeigen sein wird, in diesem Zusammenhang von *Prozessen und Prinzipien der Psychogenese* zu sprechen.

Der Psychogenesebegriff ist nicht zuletzt für die Klärung der Frage von Bedeutung, in welcher Weise sich die Historischen Wissenschaften und die Entwicklungspsychologie der Menschheit im Hinblick auf ihre jeweiligen Forschungsgegenstände voneinander unterscheiden (vgl. Jüttemann, 2011a). Davon wird später noch die Rede sein.

Seinen Vorschlag, statt von einem psychogenetischen Grundgesetz besser von einem Vorliegen psychogenetischer Parallelen auszugehen, verdeutlicht William Stern (1906) mithilfe verschiedener Bilder. Eine sehr eindrucksvolle inhaltliche Veranschaulichung dieser Art zitieren – 100 Jahre später – Weinert & Weinert (2006, S. 8). Der von ihnen hervorgehobene Textausschnitt sei hier unverkürzt wiedergegeben:

„Das menschliche Individuum steht in seinen ersten Lebensmonaten als ‚Säugling‘, mit dem Vorwiegen der niederen Sinne, des dumpfen Trieb- und Reflexlebens, auf dem Stadium des Säugetiers, erreicht im zweiten Halbjahr, mit der Fähigkeit des Greifens und des vielseitigen Nachahmens, das Stadium der höchsten Säugetiere, der Affen, und erlebt im zweiten Jahr durch Erwerbung des aufrechten Ganges und der Sprache die eigentliche Menschwerdung. In den nächsten fünf Jahren des Spiels und des Märchens steht es auf der Stufe der Naturvölker. Sodann erfolgt der Eintritt in die Schule, die straffere Eingliederung in ein soziales Ganzes mit festen Pflichten, die scharfe Scheidung von Arbeit und Muße – es ist die ontogenetische Parallele zum Eintritt des Menschen in die Kultur mit ihren staatlichen und ökonomischen Organisationen. In den ersten Jahren des Schul-

alters sind die einfachen Verhältnisse der Antike und des Alten Testaments dem kindlichen Geiste am adäquatesten, die mittleren Jahre bringen die schwärmerischen Züge der christlichen Kultur, und erst die Zeit um die Pubertät herum erreicht jene geistige Differenziertheit, die dem Kulturstand der neueren Zeit entspricht. Hat man doch oft genug das Pubertätsalter selbst als die ‚Aufklärungszeit‘ des Individuums betrachtet“ (Stern, 1906, S. 299 f.).

Die von Stern ausgewählten Vergleichsbeispiele lassen unschwer erkennen, dass zwischen Phylogenese und psychischer Ontogenese lediglich im Hinblick auf den Anfang deutliche Parallelen vorliegen. Mit zunehmendem Lebensalter muten die Analogien immer entfernter bzw. gesuchter an. Sämtliche Verbindungslinien lassen jedoch zumindest erahnen, dass zwischen den Entwicklungen zum einen der Menschheit und zum anderen des Individuums eine innere Verwandtschaft besteht, die teilweise durchaus Gesetzescharakter tragen könnte. Insofern erscheint es angemessen, ein auf die Aufklärung dieses Sachverhalts zielendes spezielles Forschungsprogramm aufzustellen und an der Frage auszurichten, um welche Parallelen, Widerspiegelungen oder Analogien es sich hier im Einzelnen handelt und wodurch sie verursacht werden.

Die unbestreitbare Tatsache, dass zwischen der Menschheitsgeschichte und der darin zum Ausdruck kommenden kollektiven oder universellen Psychogenese einerseits und der als individuelle Psychogenese verstehbaren Persönlichkeitsentwicklung andererseits Verbindungslinien erkennbar sind, erlaubt aber bereits jetzt, ein auch als Rahmentheorie verwendbares „Analogieprinzip“ anzunehmen, das wie folgt lauten könnte:

Wachstumsschritte, die beim menschlichen Individuum universell hervortreten, weisen Parallelen zu Vorgängen in der geschichtlichen Entwicklung des Homo sapiens auf und erzeugen auf diese Weise den Eindruck einer Analogie.

Zergliederung als Strategie der Wahl?

Im Jahre 1893 veröffentlichte Oswald Külpe [1862-1915], kurz nachdem er seine Assistentenzeit bei Wilhelm Wundt in Leipzig beendet und in Würzburg eine Professur angenommen hatte, ein Buch mit dem Titel „Grundriss der Psychologie“. Diese Monographie gefiel seinem früheren Lehrer offenbar nicht (vgl. Benetka, 2002, S. 139 f.); denn drei Jahre später erschien aus der Feder Wundts ein Werk mit genau der gleichen Überschrift, das bis 1922, also bis zwei Jahre nach dem Tod Wundts, insgesamt 15 Auflagen erlebte und in dieser Zeit inhaltlich kaum verändert wurde. Es ist vermutlich kein Zufall, dass Wilhelm Dilthey seinen berühmt ge-

wordenen Aufsatz „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ (1894) in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Erscheinen der beiden „Grundrisse“ veröffentlichte, und es entsteht in diesem Zusammenhang die Frage, in welcher Weise sich Dilthey und Wundt in ihren Auffassungen wechselseitig beeinflusst haben könnten. Erste Anhaltspunkte für die Beantwortung dieser prinzipiell ungeklärten Frage, der im vorliegenden Kontext nicht weiter nachgegangen werden kann, finden sich bei Fahrenberg (2011).

Auffällig ist vielleicht, dass gerade Wundts Ausführungen im Grundriss sehr stark den Eindruck einer „Zergliederung“ des Psychischen erwecken. Das gilt zum Beispiel im Hinblick auf die zentralen Begriffe, die Wundt in seinem Werk behandelt. Als Abschluss der Einleitung formuliert er:

„Hiernach werden wir im folgenden betrachten:

- 1) die psychischen Elemente,
- 2) die psychischen Gebilde,
- 3) den Zusammenhang der psychischen Gebilde,
- 4) die psychischen Entwicklungen,
- 5) die Prinzipien und Gesetze der psychischen Kausalität“

(Wundt, 1922, S. 33).

Wundt bemüht sich, den Gegenstand der Psychologie in seiner ganzen Vielfalt systematisch darzustellen, und viele der von ihm mitgeteilten Erkenntnisse sind es auch heute noch wert, beachtet, nach Möglichkeit überprüft sowie gezielt weiterentwickelt zu werden. Das dürfte zum Beispiel im Hinblick auf einige der von ihm entdeckten „Prinzipien“ (vgl. Wundt, 1922, S. 398) gelten.

Als Ergebnis einer großangelegten Zergliederung erscheint auch das zehnbändige völkerpsychologische Spätwerk (Wundt, 1900-1920; vgl. den Beitrag von Fahrenberg in diesem Band und Fahrenberg, 2012), dem ebenso wenig eine durchschlagende Wirkung und dauerhafte Resonanz beschieden war, wie dem *Grundriss*. Die hohe Verehrung, die Wundt heute genießt, erstreckt sich nahezu ausschließlich auf seine Bedeutung für die Experimentelle Psychologie, und diese einseitige Hervorhebung stellt zugleich eine eklatante Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit dar (Jüttemann, 2006). Doch auch diese wissenschaftsgeschichtliche Problematik soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden.

Festhalten lässt sich: Wundts Zergliederungsversuche waren, wie die Rezeptionsgeschichte ausweist (Fahrenberg, 2011, 2012), nicht erfolgreich. Das liegt wahrscheinlich daran, dass die von Wundt mitgeteilten Erkenntnisse, so plausibel sie im Einzelnen auch anmuten mögen, insgesamt eher als Konstruktion eines Systems, denn als überzeugende Veranschaulichung einer sorgsam erforschten psychischen Realität erscheinen. Da die Ergebnisse jeder Zergliederung, wie vor allem Historikerinnen und

Historiker wissen, im Akt der Ergebnisdarstellung eine Gestaltung erfahren, die nicht einfach nur als Abbild der Wirklichkeit aufgefasst werden darf, entsteht ein „Spielraum der Beliebigkeit“, der zumindest mit dazu beiträgt, dass Forscher trotz gleicher Quellen- oder Sachlage häufig stark voneinander abweichende Interpretationen entwickeln.

Ein Vorteil des Zergliederungsansatzes scheint prinzipiell darin erkennbar zu werden, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Spielraum der Beliebigkeit die Möglichkeit geboten wird, ihrem Denken freien Lauf zu lassen. Doch dabei kommt zugleich das Grundproblem zum Vorschein, dass die Forschenden in ihrer unterschiedlichen Sichtweise auf den gleichen Gegenstand und in der Konsequenz unterschiedlicher Resultate ihrer darauf bezogenen Untersuchungen zu divergenten Positionen und Versionen gelangen können, die sich trotz aller Bemühungen später nicht mehr miteinander in Einklang bringen lassen. Aus Gründen der Vereinfachung erscheint es vielleicht angemessen, diese Schwierigkeit als „das Divergenzproblem“ zu bezeichnen.

Die damit gemeinte Kalamität begegnet uns mit besonderer Deutlichkeit im Bereich der Persönlichkeitspsychologie. Auf diesem Gebiet haben sich viele zunächst begnadet erscheinende Denker getummelt, wovon zahlreiche Überblickswerke zeugen, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Außerdem besteht nicht einmal über die Größenordnung der vorhandenen einschlägigen Ansätze Einigkeit. „Jede Zahl von 25 bis um 200 ist hier richtig“ (Sader, 1980, S. 44). Man könnte versuchen, die daraus entstandene Situation als einen anregenden Pluralismus aufzufassen, wenn die gebotene Vielfalt nicht so verwirrend und geradezu chaotisch anmuten würde. Doch diese Ausuferung ist nicht einmal der wichtigste Aspekt der Problematik. Vergleichsweise schwerer wiegt das Phänomen der „Systemimmanenz“ (Jüttemann, 1991/2005 sowie 1992, S. 55 ff., wiederabgedruckt in 2007, S. 50 ff.). Was ist darunter zu verstehen?

Wünschenswert erscheinende Verhältnisse treffen wir für gewöhnlich dort an, wo die Vertreterinnen und Vertreter konkurrierender wissenschaftlicher Richtungen gemeinsame Diskussionen veranstalten und vielleicht sogar harte Durchsetzungskämpfe mit- und gegeneinander führen. Am Ende zeigt sich ein Fortschritt dann vielleicht darin, dass eine bestimmte Linie der Erkenntnisgewinnung weiterverfolgt und eine andere aufgegeben wird. Auf dem Gebiet der Persönlichkeitspsychologie findet dieses bewährte Vorgehen jedoch nicht statt. Da die so genannten „Persönlichkeitstheorien“ auf fixierten Menschenbildern beruhen und sich daraus „Glaubensrichtungen“ mit mehr oder weniger großen Anhängerschaften gebildet haben, sind ergebnisoffene Diskussionen geradezu verpönt. Stattdessen kommt es zu einer Anwendung von Immunisierungsstrategien und einer Gründung von Interessengesellschaften, deren Zweck darin besteht, die weltweite Verbreitung des jeweils eigenen Ansatzes zu betreiben und gegen Angriffe von Seiten anderer Gruppie-

rungen zu verteidigen. Doch wie lässt sich diese problematische Situation überwinden und zumindest ein Zustand erreichen, in dem eine sinnvoll gestaltbare pluralistische Betrachtung möglich werden würde?

Angesichts der Tatsache, dass viele Persönlichkeitsmodelle ganze Therapieschulen tragen, die auf Eigenständigkeit bedacht sind, haben sich Einigungsbemühungen bisher weitgehend als aussichtslos erwiesen. Schließlich lassen sich allein im Bereich der psychoanalytischen Tradition mehr als 50 verschiedene Beschreibungsvarianten der Persönlichkeit voneinander unterscheiden (vgl. Wyss, 1977). Doch stellen sich nicht vielleicht wenigstens im Bereich der Diagnostik, so könnte man fragen, die Verhältnisse ganz anders dar? Hier ist immerhin ein empirischer Monismus entstanden (vgl. Jüttemann, 2007, S. 27 ff.), der an einem faktorenanalytischen Vorgehen und damit an einer sehr erfolgreich einsetzbaren quantitativen Forschungsmethode ausgerichtet ist. Doch die auf diesem Weg möglich gewordene Zergliederung der menschlichen Eigenschaftsstruktur in eine Reihe von grundlegenden Dimensionen läuft letzten Endes ebenfalls auf die Konstruktion eines fixierten Menschenbilds hinaus, das zudem wenig attraktiv erscheint, weil es weder den interindividuell vielfältigen Erscheinungsweisen der Persönlichkeit noch dem Reichtum des Lebens und damit auch der Psychogenese der Menschheit nicht gerecht wird.

Was aber lässt sich daraus folgern? Hat sich die Anwendung von Zergliederungsstrategien in der psychologischen Forschung generell als ineffektiv erwiesen?

Würden wir in der Beurteilung der vorhandenen Persönlichkeitsmodelle strenge Kriterien anlegen, dann müssten sie aus dem Bereich der Grundlagenwissenschaft generell verbannt werden. Vorsorglich versah der Persönlichkeitstheoretiker Fisseni sein einschlägiges Überblickswerk „Persönlichkeitspsychologie“ (Fisseni, 1984) bereits mit dem Untertitel: „Auf der Suche nach einer Wissenschaft“. Doch man sollte die Skepsis natürlich auch nicht zu weit treiben und schließlich ist zu beachten, dass einige Persönlichkeitsansätze eine nicht zu unterschätzende diagnostische und therapeutische Bedeutung besitzen. Im Hinblick auf diese Modelle entfällt daher weitgehend auch der Kritikpunkt der Systemimmanenz, und zwar insofern, als spezifische praktisch-psychologische Verwendungszwecke es geradezu als geboten erscheinen lassen, die Persönlichkeit nicht umfassend zu betrachten, sondern immer nur von den besonderen Aspekten auszugehen, die zu der jeweiligen Fragestellung passen. Inwieweit dann eine in dieser Weise anwendungsorientierte Persönlichkeitstheorie wissenschaftlich akzeptabel erscheint, hängt dann ausschließlich vom Ergebnis der Evaluationen ab, denen die betreffende Praxis unterzogen wird.

Für eine Persönlichkeitspsychologie als Grundlagenwissenschaft (und nicht als Anwendungsfach) kommt eine derartige Effizienzkontrolle

jedoch ebenso wenig in Betracht wie etwa der Einsatz des hypothetico-deduktiven Prüfverfahrens experimenteller Prägung. Deshalb erscheint es unausweichlich, denjenigen Persönlichkeitstheorien, für die der Anspruch einer über fachpraktische Anwendungen hinausreichenden allgemeinen Geltung erhoben wird, den Status der Wissenschaftlichkeit abzusprechen. Aber auch wenn das geschieht, existieren diese Ansätze *außerhalb der Wissenschaft* als kreativ entworfene „Konstruktionsmodelle“ der Persönlichkeit durchaus weiter und werden sich zum Teil nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. Da sie als gängige Menschenbilder mit Auswirkungen auf die konkrete Lebensform unter Umständen starke gesellschaftliche Kräfte darstellen, bedeutet dies zugleich, dass sie von wissenschaftlicher Seite nicht ignoriert werden können. Es wäre vielmehr zu fordern, eben diese Resonanz und die darin sichtbar werdenden Veränderungen laufend zu untersuchen, das heißt, ihre Rezeptionsgeschichte zu verfolgen und deren Verlauf nicht nur soziologisch, sondern auch psychologisch zu erklären.

Würde man sich dazu entschließen, und diese Forderung ist unabweisbar, dann wären die hier gemeinten Persönlichkeitsmodelle zwar aus dem Bereich der sogenannten Persönlichkeitspsychologie auszugliedern, würden aber als Forschungsgegenstände einer Historischen Psychologie oder menscheitsgeschichtlich orientierten Entwicklungspsychologie eine neue wissenschaftliche Relevanz gewinnen.

Was hier am Beispiel der „klassischen“ Persönlichkeitstheorien veranschaulicht wurde, lässt sich prinzipiell auf andere grundlegende Gegebenheiten der kulturellen Welt übertragen, so zum Beispiel auf Ideen und Werke, Konzepte und Programme, Vorbilder und Leitbilder, politische und religiöse Strömungen, Lehren, Philosophien, Weltanschauungen und vieles andere mehr. In psychologischer Hinsicht handelt es sich dabei in erster Linie um „Basismotivationen“ (vgl. Jüttemann, 2011a, S. 4), die eine enge Verbindung zu den vor allem in der Soziologie stark beachteten „Wertorientierungen“ aufweisen. Beide sind Resultate eines langfristigen gesellschaftlichen Gliederungs- oder Zergliederungsprozesses und zugleich Ausdruck einer psychogenetischen Vielfalt, deren Entwicklungslinien bei aller Buntheit doch immer auch Züge einer eigenständigen „Entfaltungslogik“ erkennen lassen.

Es ist offenbar diese *innere psychogenetische Entfaltungslogik*, die die „Lerngeschichte“ unserer Spezies kennzeichnet und die einen zentralen Gegenstand der Menschheitsgeschichtlichen Entwicklungspsychologie bildet, und darin kommt zugleich ein wissenschaftlicher Betrachtungsgesichtspunkt zum Ausdruck, der für die Unterscheidung zwischen Historiographie und Psychologie grundlegend wichtig sein dürfte.

Das bedeutet aber auch: Es ist eigentlich nicht die Aufgabe der Entwicklungspsychologie, den Menschen in seiner biosozialen und historischen Gewordenheit forschend zu zergliedern, sondern die Vertreterin-

nen und Vertreter dieser Disziplinen finden ihren Gegenstand immer schon in einer mannigfaltig „zergliederten“ Form vor. Daraus erwächst ihnen die Verpflichtung, ihr Erkenntnisobjekt zunächst einmal in seiner vielschichtigen Verflochtenheit zu durchschauen und zu beschreiben, und es ist wahrscheinlich diese Fragestellung, die Dilthey in den „Ideen“ dazu veranlasst hat, den Aufbau einer Psychologie zu fordern, die ihren Gegenstand „zergliedernd“ betrachten und untersuchen muss, um einen ordnenden Überblick zu gewinnen und die verschiedenen Entwicklungslinien nachvollziehen zu können. Dieser Nachvollzug betrifft vor allem die Aufdeckung der jeweiligen psychogenetischen Entfaltungslogik. Wenn die Darstellung der dabei zu erzielenden Ergebnisse nach Dilthey ausschließlich „beschreibenden“ Charakter trägt, dann soll damit keineswegs der grundsätzliche Erklärungswert zergliedernd gewonnener Erkenntnisse bestritten, sondern nur die Unangemessenheit verdeutlicht werden, menschliche Entwicklung mithilfe abstrakt-physikalistischer Theorien erklären zu wollen, von denen behauptet wird, sie seien auf die Vergangenheit ebenso anwendbar wie auf die Zukunft und besäßen deshalb ein uneingeschränktes Vorhersagepotenzial (vgl. u.a. Silbereisen & Frey, 2001, S. 9 ff.).

Geschichte ist nicht vorhersagbar und deshalb sind physikalistische Theorien mit der Psychogenese des Menschen und damit auch der Deutung seines gesamten Erlebens und Verhaltens prinzipiell nicht vereinbar. Doch das Erkennen von trendartigen Entwicklungen eröffnet manchmal sinnvolle Perspektiven für eine Betrachtung der Zukunft und damit auch für wissenschaftlich begründet erscheinende Annahmen, aus denen sich unter Umständen lebenspraktische Anwendungen ableiten lassen.

Grundfragen der Gegenstandsbetrachtung

Wissenschaften besitzen ebenfalls eine Lerngeschichte und damit eine eigene Entfaltungslogik. Das gilt auch im Hinblick auf die Psychologie, wie der Philosoph Werner Loh vor allem unter dem Gesichtspunkt der Selbstreferentialität unserer Disziplin eindrucksvoll verdeutlicht hat (Loh, 2010). Die historisch-psychogenetische Dimension wurde in ihrer besonderen entfaltungslogischen Bedeutung zunächst in der Soziologie erkannt, wie vor allem das Werk von Norbert Elias (1939/1979) zeigt.

Das Forschungsprogramm einer Menschheitsgeschichtlichen Entwicklungspsychologie erschöpft sich nicht in dem Bemühen, die innere psychogenetische Entfaltungslogik kultureller und politischer Abläufe aufzudecken. Schließlich zeigt sich die Historizität des Psychischen in einer ganzen Vielfalt von Veränderungsprozessen. Deren wichtigster ist zwar zweifellos die artspezifische Lerngeschichte im großen Kontext des Kulturprozesses, doch auch die in der Regel daraus resultierenden Veränderungen hinsichtlich der psychischen Hardware und Software

sowie der daseinsunmittelbaren Erscheinungsweisen unseres Erlebens und Verhaltens sind hier von wissenschaftlichem Interesse. In diesem Zusammenhang verdienen grundlegende Differenzierungsvorgänge eine besondere Beachtung. Dazu gehören etwa die vor allem in der Malerei gut zu beobachtende „Trennung von Perzeption und Kognition“ (van der Loo & van Reijen, 1997, S. 74) oder die Entstehung des zweigliedrigen, eine differenzierte Wechselbeziehung zwischen Gefühl und Verstand ermöglichenden Systems der menschlichen Verhaltenssteuerung als Umbau des „einheitlichen“ tierischen Instinktsteuerungssystems (vgl. Jüttemann, 2011a, S. 5 f.).

Nach all dem ist der Gedanke naheliegend, im Hinblick auf die Grundformen der Psychogenese von einem plausibel erscheinenden „Drei-Stufen-Modell“ auszugehen: *primär* wären danach die seelischen Veränderungen, die wir an uns selbst und bei den Menschen unserer Zeit erleben, *sekundär* die Sozialisationsgeschichte des Individuums und der menschlichen Kulturgemeinschaft sowie die damit einhergehenden Umbrüche im Erleben und Verhalten und *tertiär* der Wandlungsprozess, der – jenseits der Bewusstseinssebene – im Hinblick auf die psychisch relevanten Anteile unseres Genoms stattfindet.

Es geht auf allen drei Stufen um überindividuelle, gesellschaftlich generalisierte Formen der „Geschichtlichkeit des Seelischen“ (Jüttemann, 1986). Doch um welches „Psychische“ handelt es sich dabei? Wie lässt sich dieser Forschungsgegenstand einer Entwicklungspsychologie der Menschheit angemessen zergliedern? Das Bemühen, in dieser Frage zu einer allgemein zustimmungsfähigen Antwort zu gelangen, scheint in die folgende Richtung zu weisen: Das *primäre* Seelische zeigt sich im aktuellen Weltgeschehen und in den verschiedenen menschlichen Lebensformen, die wir zurzeit auf unserer Erde antreffen, und könnte deshalb vielleicht „das aktuelle soziokulturelle Psychische“ genannt werden. Dessen Historizität kommt zum Beispiel in den Prozessen des intergenerationellen Wandels (vgl. den Beitrag von Lamm & Teiser in diesem Band) und der interkulturellen „Transmission“ (vgl. den Beitrag von Mchitarjan & Reisenzein in diesem Band) zum Ausdruck. Das *sekundäre* Seelische ist das Ergebnis von Vorgängen der Bildung und Erziehung (vgl. den Beitrag von Tenorth in diesem Band) und findet sowohl in den vielfältigen Ausdrucksformen als auch in der allgemeinen Grundstruktur der Persönlichkeit des Menschen seinen Niederschlag. Es könnte möglicherweise adäquat als „das phänotypische Psychische“ gekennzeichnet werden. Eine nicht direkt wahrnehmbare und daher nur *tertiäre* seelische Relevanz besitzt das menschliche Genom (vgl. den Beitrag von Steinberger in diesem Band). Vielleicht wäre es angemessen, dafür die Bezeichnung „das genotypische Psychische“ einzuführen.

Doch die hiermit vorgeschlagenen drei Begriffsprägungen sind lediglich als Versuch einer vorläufigen Deklaration zu verstehen und der

Differenzierung kommt unter Umständen nur ein heuristischer Wert zu. Schließlich geht es dabei nicht darum, eine neue Konstruktion festzuschreiben, die eine störende Systemimmanenz gewinnen könnte, sondern eine Rahmentheorie zu entwickeln, die zunächst einmal für korrigierende Veränderungen offen bleibt und einer diachron-diagnostischen Prüfung unterzogen werden kann.

Die hier umrissenen drei Stufen der Psychogenese sind auf Entstehungsphasen höchst unterschiedlicher Länge zu beziehen. Diese Parallelität ist in einer graphischen Darstellung mit dem Titel „Entwicklungslinien und Zeitbereiche des Psychischen Wandels“ veranschaulicht worden (siehe Jüttemann, 2011b, S. 118, dort als Abb. 1).

Die Entwicklungspsychologie der Menschheit kann sich nicht darauf beschränken, Kulturgeschichte aus Prinzipien und daraus hervorgehenden Handlungsweisen zu erklären. Täte sie dies, dann müsste sie sich den Vorwurf gefallen lassen, den Eckardt (1997) sogar gegenüber dem von Wundt ausdrücklich erhobenen Anspruch erhebt, die Völkerpsychologie sei „im eminenten Sinne des Wortes *Entwicklungspsychologie*“ (Wundt, 1912, S. 4; Hervorh. i. Orig.). Eckardt merkt dazu kritisch an:

„Die Frage ist, ob diese Charakterisierung der Völkerpsychologie als Entwicklungspsychologie nachvollzogen werden kann. Wenn man die einzelnen Kapitel der ‚Elemente‘ liest, gewinnt man eher den Eindruck, dass es im wesentlichen hier um eine Rekonstruktion der Kulturentwicklung der Menschheit geht. Natürlich werden dabei Einsichten in die Historizität des Psychischen in dem Sinne, wie dies etwa heute von der Historischen Psychologie verstanden wird, gewonnen (vgl. Jüttemann, 1995). Das Psychische bzw. die Historizität des Psychischen selbst wird aber nicht untersucht. Untersucht wird die Entwicklung von (geistigen) Objektivationen psychischer Tätigkeit im Laufe der Geschichte. Wenn auch die Rekonstruktion der Kulturentwicklung den Rekurs auf die Historizität des Psychischen implizit enthält, ist dennoch prinzipiell zu unterscheiden, ob die historische Veränderlichkeit des Psychischen oder psychologische Parameter der historischen Entwicklung der Untersuchungsgegenstand sind. Mit anderen Worten: Historizität des Psychischen ist nicht zu verwechseln mit der Psychologisierung des Historischen“ (Eckardt, 1997, S. 103 f.).

Vielleicht geht es in letzter Konsequenz auch nicht nur darum, die Historizität des Psychischen, sondern auch darum, die „Psychizität“ des Historischen zergliedernd zu betrachten und damit das Wesen der Lebendigkeit in der Vielfalt seiner kulturellen Ursprünge und Ausdrucksformen zu er-

fassen. Erste Untersuchungen, die in diese Richtung weisen, entstanden vor ca. 20 Jahren im Bereich der Historischen Psychologie (vgl. u.a. Kruse/Thomae, 1992; Sonntag/Jüttemann, 1993; und im Überblick: Jüttemann, 1999), der für die Begründung einer Menschheitsgeschichtlichen Entwicklungspsychologie gleichsam intradisziplinär wegbereitend war.

Autogenese und Heterogenese

Dass der Mensch in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen einerseits durch seine Anlagen und andererseits durch seine Umwelt determiniert wird, ist eine Binsenweisheit. Fragt man nach den aus dieser Wechselbeziehung hervorgehenden Handlungstendenzen des Menschen, so gelangt man zunächst zu der Differenzierung zwischen den Aspekten *Selbstbestimmtheit* und *Fremdbestimmtheit*, gleichzeitig aber auch zu der Erkenntnis, dass diese Gesichtspunkte eigentlich immer nur „theoretisch“ voneinander getrennt werden können, weil unsere natürlichen Impulse fast ausnahmslos kulturell überformt erscheinen. Da sich aus der Gegenüberstellung der beiden Begriffe dennoch mancherlei psychologische Einsichten ableiten lassen, wurden die Termini *Autogenese* und *Heterogenese* (Jüttemann, 2007; vgl. auch Jüttemann, 2011a) gebildet, und zwar in der Annahme, diese Zergliederung erscheine allgemein zustimmungsfähig und daher bestehe auch keine Gefahr, dass sich aus den streng wertneutral zu verstehenden Bezeichnungen ein von Systemimmanenz belastetes Theoriegebäude entwickeln könnte.

Das dürfte auch im Hinblick auf jene weiteren Differenzierungen der Ausdrücke Autogenese und Heterogenese gelten, die opportun erscheinen, weil sie nicht nur auf einzelne Personen, sondern auch auf Gruppen, größere Gemeinschaften, Ethnien und letzten Endes auf die ganze Menschheit mit Aussicht auf Erkenntnisgewinn anwendbar sind. Die vorgenommenen Unterscheidungen betreffen die Kategorien *individuelle* und *kollektive*, *zyklische* und *perspektivische* Autogenese sowie *aktive* und *passive* Heterogenese (Jüttemann, 2007).

Das Psychische erleben wir auf der Ebene unseres individuellen Daseins vor allem als einen Prozess vielfältiger innerer und äußerer Bewegungen, die allerdings im Rahmen von gleichbleibenden Basissituationen, Strukturen und Dauerzuständen stattfinden, die wir zum Beispiel „Lebensform“, „Lebensweise“, „Selbstbild“ oder „Identität“ nennen und für gewöhnlich nach außen hin als „Image“ zu pflegen versuchen. Die Verhaltensweisen, die wir in dieser Hinsicht an den Tag legen, dienen der Aufrechterhaltung des Vorhandenen einschließlich der Sicherstellung einer ausgeglichenen und nach Möglichkeit sogar unbeschwerten Stimmungslage. Doch es geht dabei nicht immer nur um uns selbst. Schließlich sind wir in ein großes gesellschaftliches Austausch- und Versorgungssystem eingebunden und haben hier unseren aktiven Beitrag zu leisten. Dafür

bekommen wir unseren Lohn und nehmen an diesem System gleichzeitig „passiv“-konsumierend teil. Da sich die meisten der damit insgesamt verbundenen Vorgänge ständig wiederholen, lassen sie sich in angemessener Weise als „zyklische Autogenese“ zusammenfassen.

In vielen Fällen sind unsere Bemühungen auf die Zukunft ausgerichtet. Wir streben nach einer Veränderung unserer festen Gewohnheiten und einer Verbesserung unserer persönlichen Verhältnisse oder setzen uns für vergleichbare Belange von Personen aus unserer mitmenschlichen Umgebung ein. Zumeist orientieren wir uns an Wunschvorstellungen, die inhaltlich bereits festliegen, auch wenn sie vielleicht noch nicht zu ehrgeizig anvisierten Lebensplänen geführt haben, sondern sich eher in sehnstuchsvollen Träumen äußern. Eine über die Gegenwart hinausreichende Orientierung bestimmt uns aber auch bereits dann, wenn wir einfach einmal etwas Neues erleben möchten und uns, ohne dass wir dabei schon konkrete Ziele vor Augen hätten, in eine offene Zukunft wagen.

Als Sammelbezeichnung für ein so ausgerichtetes Erleben und Verhalten erscheint der Terminus „perspektivische Autogenese“ (a.a.O.) prägnant. Systematisch betrachtet, lassen sich die in diesem Rahmen zu beobachtenden Veränderungen nach drei Gesichtspunkten gliedern: Es handelt sich entweder

- um ein *reproduktives Erlernen* als Erwerb eines bereits allgemein verfügbaren Wissens,
- um ein *Sammeln gewonnener Erfahrungen* oder
- um *Prozesse der Neugestaltung*, die sich auf alle Bereiche der Lebensführung einschließlich der Produktion von schöpferischen Leistungen beziehen.

Natürlich werden wir in unserem Erleben und Verhalten immer auch von außen beeinflusst. Zur besseren Charakterisierung dieser Einwirkungen wurde der Begriff „Heterogenese“ (a.a.O., S. 47 f. und S. 182 f.) geprägt. Wir müssen dabei zwischen einer von uns selbst ausgehenden Beeinflussung anderer Menschen im Sinne einer „aktiven Heterogenese“ als Bestandteil der Autogenese einerseits und einer „passiven Heterogenese“ (a.a.O., S. 48) andererseits unterscheiden, die uns von außen widerfährt. Insoweit wir aber nicht Befehlen gehorchen oder uns stark restriktiven Normen unterwerfen, agieren wir als selbstbestimmte Wesen und entscheiden selbst mit darüber, ob wir zum Beispiel eine Anregung aufgreifen oder einem Verführungsversuch der Werbewirtschaft erliegen oder nicht. Generell besteht eine Dominanz der Autogenese. In der Regel kann – bei selbstbestimmungsfähigen Menschen im Erwachsenenalter – ein heterogenetischer Einfluss auch nur auf dem Umweg über die Autogenese wirksam werden.

Was unser Leben ausmacht, wird von einer Generation an die nächste oder übernächste herangetragen (vgl. die Beiträge von Tenorth sowie von

Lamm & Teiser in diesem Band) und diese Weitergabe stellt vor allem einen permanenten Prozess kultureller Reproduktion dar.

Auch wenn wir heute Begriffe wie „Volksseele“ oder „Volksgeist“ ablehnen, wissen wir, dass Psychisches gerade in sozialen Zusammenhängen vielfältig und fundamental in Erscheinung tritt. Welche Kräfte hier wirksam werden können, lässt sich sehr gut am „Prinzip der rhetorischen Massenmotivierung“ und an den großen Rednern verdeutlichen, für die es in der Geschichte zahlreiche Beispiele gibt. Sie wussten als Heerführer, Politiker oder Prediger die Menge zu begeistern und veranlassten ihre Zuhörerinnen und Zuhörer nicht selten auch zu einem opferbereiten und untergangsgeweihten Handeln (vgl. den Beitrag von Rath in diesem Band).

Individuelle und kollektive Autogenese greifen hier ineinander und lassen einen Wirkungszusammenhang entstehen, der insofern auch symbiotische Züge trägt, als einflussreiche Redner vielfach aus dem Volk aufsteigen und von bestimmten Menschenansammlungen anfeuernde Impulse auf die Leitfiguren ausgehen können. Doch dieser „Anstoß von unten“ verweist zugleich wieder auf ein „Prinzip der Demotivierung“, wenn die Masse einem Redner nicht zujubelt, sondern ihm mit lautstarker Kritik begegnet (wie z.B. im Dezember 1989 beim Sturz des rumänischen Diktators Ceaușescu).

Eine ganz andere Kategorie psychogenetischer Wechselbeziehung liegt dort vor, wo Kollektive auf Kollektive einwirken. So können etwa „Interessengruppen“ versuchen, bestimmte Teile der Bevölkerung in ihren Einstellungen und Verhaltensweisen und damit in ihrer Psychogenese zu beeinflussen. Hier werden in der Regel subtile Mechanismen wirksam, aber es kann auch zu Konflikten und Eskalationen kommen. Dabei nehmen die Aktivitäten der wechselseitigen Beeinflussung unter Umständen extreme Formen an. Zwischen Staaten und Völkern können kriegerische Auseinandersetzungen auftreten. Dann versucht die eine Seite, in die aktuelle Psychogenese der anderen Seite massiv einzugreifen. Clausewitz sprach in diesem Zusammenhang von der Zielsetzung, die politische Autonomie des Feindes zu zerstören: „Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen“ (Clausewitz, 1832/1973, S. 192).

Kriegerischer Erfolg zieht besonders radikale Formen der Heterogenese nach sich, zu denen die Unterdrückung und Ausbeutung eines Volkes sowie die Versklavung der Gefangenen oder sogar Einkerkерung und Folterung einzelner Personen gehören können. Nur selten genügt es dem Sieger, den Verlierer kurzzeitig zu demütigen oder ihn für eine Gefolgschaft gefügig zu machen.